
„Seit der Sache Stalingrad bin ich ohne Nachricht ...“

Aus dem Briefwechsel eines Stalingraders 1942–51

Horst Brombacher

Seit der Gründung der NSDAP im Februar 1920, spätestens aber seit dem Erscheinen von Adolf Hitlers „Mein Kampf“ im Jahre 1925 war allen politisch Interessierten und Informierten klar, daß sich die geplante Außenpolitik der Nazis in der Eroberung von „Lebensraum im Osten“, also einem Krieg gegen die Sowjetunion, realisieren würde. Die Nachricht vom Abschluß eines Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspaktes am 23. August 1939 wurde deshalb in Deutschland und auf der ganzen Welt allgemein als politische Sensation empfunden, hatte doch die Propaganda der Nationalsozialisten bisher neben dem „Weltjudentum“ gleichermaßen den Bolschewismus stets ideologisch bekämpft. Deshalb war ein Nichtangriffspakt Deutschlands mit der Sowjetunion als unmöglich angesehen worden. Für Hitler war aber dieser von Anfang an nur eine taktische Vereinbarung auf Zeit gewesen, um freie Hand für die Eroberung Polens zu haben. Schon im Sommer 1940 entwickelte er heimlich vor den Spitzen der Wehrmacht einen Angriffsplan gegen die Sowjetunion, das „Unternehmen Barbarossa“. Der Generalstab mußte genaue Angriffs- und Eroberungspläne gegen die Sowjetunion erstellen. Und am 22. Juni 1941 erfolgte der deutsche Angriff.

Wer sich mit dem Verlauf des Rußlandfeldzuges befaßt, stößt unweigerlich auf den Begriff „Schlacht um Stalingrad“. Es war dies ein Ereignis, das nunmehr fast 60 Jahre zurückliegt, ein Ereignis also, das zur Generation der Großeltern gehört. Selbst die heute noch lebenden Angehörigen sind nach so langer Zeit nicht mehr unmittelbar emotional berührt. Wohl aber hat sich Betroffenheit, Trauer und Gedenken bei vielen nicht verloren. Und den Hauch des Besonderen, des Schicksalhaften hat zudem der Name „Stalingrad“ mit Sicherheit bis heute behalten, aber nicht als Heldenepos, wie die Naziführung es in der Öffentlichkeit nannte, sondern als Inbegriff einer sinnlosen menschlichen und militärischen Tragödie. Wie unbegreiflich und unfafßbar, beinahe abstrakt die Ereignisse für die Angehörigen der Soldaten waren, wird aus der Formulierung in einem Brief deutlich, in dem eine Mutter 1947 nach dem Schicksal ihres Sohnes fragte: „.... Seit der Sache Stalingrad bin ich ohne Nachricht ...“

Für diejenigen, die den Krieg bewußt miterlebten, sind mit diesem Begriff schreckliche Erinnerungen verbunden. Sie wissen, daß um die Jahreswende 1942/43 eine deutsche und zwei rumänische Armeen von den sowjetischen Truppen eingeschlossen wurde. Da sie sich nicht mehr befreien

durften, vollzog sich ein Drama, über dessen Ablauf und Ausmaß man damals nichts Genaueres erfuhr. Weder war bekannt, wie viele Soldaten umkamen noch wie viele den Weg in die Gefangenschaft antreten mußten. Aber man ahnte damals, und dies wird heute bestätigt, daß die „Schlacht von Stalingrad“ einen Wendepunkt im Kriegsverlauf darstellte. War die deutsche Wehrmacht bis dahin auf den Kriegsschauplätzen siegreich gewesen, so bedeutete die Niederlage für den Ausgang der Kampfhandlungen eine erkennbare Wende. Die deutschen Truppen hatten jetzt den Nimbus der Unbesiegbarkeit verloren, die Kriegsschauplätze rückten von nun an unübersehbar auf die Grenzen Deutschlands zu.

Für das Kriegsziel der Niederwerfung der Sowjetunion war eine erneute Offensive der deutschen Wehrmacht im Sommer 1942 unverzichtbar. Denn der Winterkrieg vor Moskau 1941/42 hatte mit einer Niederlage geendet. So sollte ein erneuter Vorstoß nach Osten die Ölfelder im Raum Baku am Kaukasus in deutsche Hand bringen. Gleichzeitig wollte man die Stadt Stalingrad als ein bedeutendes Rüstungs- und Verkehrszentrum an der Wolga erobern. Gegen diese Pläne Hitlers äußerten die Generale zwar Bedenken, da sie der Meinung waren, daß eine Bündelung der deutschen Kräfte zunächst zur Eroberung Stalingrads führen sollte, dann erst wollten sie den Kaukasus besetzen. Hitler setzte sich aber über die Einwände des Generalstabs hinweg, und so wurden letztlich beide Ziele nicht erreicht.

Am 19. August 1942 erfolgte der Angriffsbefehl auf Stalingrad, fünf Tage später tauchte in einem Wehrmachtsbericht zum ersten Mal der Name dieser Stadt auf, von da an immer häufiger. Die deutschen und rumänischen Truppen erlitten beim Kampf um Stalingrad in erbitterten Straßen- und Häuserkämpfen zwischen August und November 1942 schwere Verluste, die nicht ausgeglichen werden konnten. Dagegen führten die sowjetischen Truppen immer wieder neue Divisionen in den Kampf. So kam es am 25. November zur vollständigen Einschließung der Soldaten der Achsenmächte. Der deutsche Befehlshaber, Generaloberst Friedrich Paulus, wollte Stalingrad aufgeben und nach Westen durchbrechen, um die 6. Armee zu retten. Hitler lehnte diesen Plan ab und befahl, die Stadt zu halten. Die deutsche Luftwaffe versorgte die Eingeschlossenen trotz gegenteiliger Versprechungen nur höchst unzureichend. Nachdem der Winter mit strengem Frost eingesetzt hatte, schwächten Kälte, unzureichende Ernährung und Versorgung und die ständigen Angriffe der Roten Armee die Soldaten immer mehr. Die Todesrate war sehr hoch, so daß sich die Reste der in zwei Kesseln eingeschlossenen Armee am 31. Januar und am 2. Februar 1943 ergaben.

146 000 deutsche und rumänische Soldaten waren tot, 90 000 erschöpfte, teilweise kranke und verwundete Männer kamen in Gefangenschaft. Nur etwa 6 000 überlebten und kehrten nach Jahren erst in die Heimat zurück. Die Informationspolitik des Reichspropagandaministeriums über

die militärische Niederlage war so angelegt, daß man die Bevölkerung im unklaren ließ und die dürftigen veröffentlichten Nachrichten heroisierte. Es wurde zwar nach dem Fall von Stalingrad eine dreitägige Staatstrauer angeordnet, aber weiter geschah nichts.

Der gesteuerte und heroisierende Informationsfluß im Februar 1943 spiegelte sich auch in der mittelbadischen Presse wider. Der Kampf um Stalingrad wurde darin zu einem Schicksalskampf für ganz Europa hochstilisiert. Der „Mittelbadische Bote“, der im ehemaligen Kreis Bühl überwiegend gelesen wurde, erwähnte den Namen „Stalingrad“ als Nachrichtenschwerpunkt zum erstenmal am 23. Januar 1943 als Schlagzeile „Das Heldenlied von Stalingrad“, und am 26. 1. lautete sie „Unsterbliche Ehre der 6. Armee“. In dem dazu gehörenden Text konnte man lesen: „... Die Lage in Stalingrad hat sich durch den neuen erbitterten Ansturm der Bolschewisten von Norden und Westen, bei denen der Feind mit starken Kräften die westliche Front weiter eindrücken konnte, wesentlich verschärft. Zur Vorbereitung der Angriffe ging eine Feuerwalze von unvorstellbarer Wucht über das ganze Kampfgebiet. ... Wohl ist der Ring um Stalingrad wieder enger geworden, aber unerschütterlich blieb der Wille dieser Helden, vom Feind für jeden Meter Boden höchsten Blutzoll zu fordern.“ Hier wurde offensichtlich die Bevölkerung auf das bevorstehende Ende der Kämpfe vorbereitet. Am 27. 1. konnte man lesen: „General und Grenadier gemeinsam im Nahkampf“ und ein wenig weiter unten stand „Stalingrad-Soldat zu einem Begriff in der Kriegsgeschichte geworden“. Die gelenkte, parteitreue Presse bereitete auf die bevorstehende Niederlage vor. Noch am Tage der Kapitulation, am 2. Februar 1943, konnte die Bevölkerung lesen: „Das unsterbliche Heldentum von Stalingrad“. Die Nachricht von der Kapitulation wurde am 4. Februar überschrieben mit „Die Mahnung der Helden von Stalingrad“. Schon zwei Tage später erreicht die Heroisierung einen ersten Höhepunkt. Als Schlagzeile stach den Leser „Sie starben, damit Deutschland lebe!“ in die Augen. Von der Zahl der Toten und Gefangenen, von ihrer Not und dem Leid war nicht die Rede, dafür findet sich mitten auf der Titelseite die Überschrift „47.000 Stalingradkämpfer geborgen“, wobei sich der Text auf eine Bilanz des Jahres 1942 bezog. Immer wieder wurde in den folgenden Wochen berichtet über „Schwere Verluste der Bolschewisten“. Und bis Ende März 1943 standen in jeder Ausgabe der Zeitung Berichte über Stalingrad unter der Überschrift „Aus dem Heldenkampf um Stalingrad“. In ihnen wurden Episoden des vorgeblich siegreichen Kampfes geschildert. Dieses versuchte Auf-den-Kopf-stellen und Überspielen der militärischen Katastrophe zur Beruhigung der Bevölkerung hielt aber die Angehörigen der Stalingradsoldaten nicht ab, sich nach deren Schicksal zu erkundigen. Dies belegt ein Text vom 1. März mit der Überschrift „Ermittlung über Stalingrad-Kämpfer“. Darin heißt es: „... Mit der Feststellung des Verbleibs aller der Soldaten, die im Kampfraum Sta-

lingrad eingeschlossen waren und deren Schicksal noch ungeklärt ist, sind die Wehrbereichskommandos und die Wehrersatzdienststellen beauftragt. ... Die Wehrmeldeämter können zunächst nur feststellen, ob die Einheit des Betreffenden in Stalingrad eingeschlossen war oder nicht. Sie veranlassen die Aufnahme von Ermittlungen durch die zuständige Dienststelle. ...“ Viel größer war ein Bericht abgedruckt, in dem über eine Ansprache des Bühler Kreisleiters der NSDAP, Hans Rothacker, im Rahmen einer Veranstaltung am 16. Februar zu lesen war: „... Das Heldenlied von Stalingrad sei das Hohelied deutschen Tapferkeit und einer unbezwinglichen Treue. Die Helden von Stalingrad seien aber eine stete Mahnung an die Heimat, noch mehr Soldaten, noch mehr Waffen und noch mehr Nahrungsmittel zur Verfügung zu stellen. ...“ Auf einer anderen Veranstaltung, drei Tage später, erklärte der Kreisleiter laut „Mittelbadischem Boten“: „... Wichtiger als die Preisgabe von Städten sei die Tatsache, daß der Bolschewismus auf seinem eigenen Boden vernichtet werde. Zu dieser Gewißheit berechtige uns die Tatsache, daß die deutschen Armeen trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit bisher alle Gegner geschlagen und vernichtet haben. ...“ Weiter fuhr er fort: „... Was bedeuten unsere Sorgen und Nöte schon gegenüber dem Schweren, das seit Jahren auf den Schultern des Führers lastet. Seit dem Jahre 1918 kennt er nur noch Deutschland und das deutsche Volk, in dessen Dienst er sich verzehrt ...“ Immer deutlicher wurden die Texte auf den Durchhaltewillen der Bevölkerung hin formuliert. Dies wird besonders sichtbar in einem Bericht über die Feierstunde anläßlich des Heldengedenktags am 21. März im „Ratskeller“ in Achern. Darin heißt es: „... Ein Chorlied der HJ riß die Gedanken zu dem großen Ziele empor, die Freiheit des Vaterlandes zu sichern und Führerworte sowie das anschließende Musikstück schufen die aufnahmebereite Stimmung für die Ansprache des Hoheitsträgers, Parteigenosse Wilhelm Moll (Ortsgruppenleiter, d. Verfasser), der das Opfer und die heroischen Leistungen unserer Gefallenen würdigte, ihr heldisches Leben, Kämpfen und Sterben ins rechte Licht rückte und die Folgerungen zog, die sich daraus für die Heimat ergeben. So wie sie nichts anderes mehr kannten, als die Pflicht und die Liebe zu Führer und Volk, so müsse auch die Heimat alle anderen Gedanken ausschalten und sich der toten Heldensöhne unseres Volkes durch Einsatz, Leistung und Opfer würdig erweisen. In aufrüttelnden Worten stellte der Redner den Sinn und das Ziel des gewaltigen Ringens vor das Auge und ließ er den eisenharten Entschluß wach werden, es den Toten gleichzutun, die alles von sich warfen und selbst das Opfer des Lebens nicht scheuten, um die Heimat zu schützen und die Freiheit des Volkes sicherzustellen. ...“ In keiner einzigen Ausgabe des „Mittelbadischen Boten“ wurde nach der Kapitulation in Stalingrad über das Schicksal der Gefangenen, über ihre Zahl und über die tatsächliche Zahl der Opfer berichtet. Auf die Sorgen der Ehefrauen und Eltern um ihre vermißten Männer und Kinder gingen die Zeitungen

an keiner Stelle ein; es findet sich kein Wort des Mitleids, des Trostes oder der Hoffnung. Dagegen standen in der Zeitung immer größere Phrasen wie: „Der Name Stalingrad ist das Symbol für das heldische Sterben deutscher Männer zum Schutze des Vaterlandes.“ Diese gezielte Vernebelungspolitik konnte aber in der Bevölkerung keine Ruhe schaffen, Fragen wurden gestellt, wenn auch aus Furcht vor der Gestapo meist nur hinter vorgehaltener Hand. Wurden die Fragen laut gestellt, so wurden sie von den zuständigen Ämtern kühl abgewehrt. Als Frau Keßler, die alle in diesem Beitrag angeführten Quellen sammelte und über Jahrzehnte hinweg aufbewahrte, am 4. August 1944 die Wehrmachtauskunftsstelle für Kriegerverluste und Kriegsgefangene beim Oberkommando der Wehrmacht beauftragen wollte, nach ihrem seit dem 3. Januar 1943 vermißten Mann zu suchen, erhielt sie eine hektografierte Antwort, die folgendermaßen schloß: „... Es wird daher gebeten, von weiteren Rückfragen Abstand zu nehmen, da die Wehrmachtauskunftsstelle aus arbeitsmäßigen Gründen leider nicht mehr in der Lage ist, die Anfragen einzeln zu beantworten. Das Oberkommando der Wehrmacht bedauert, Ihnen im Augenblick keinen günstigeren Bescheid geben zu können.“

Im Zuge der Gleichschaltung des Informationsflusses war schließlich ein weiteres Erscheinen des „Mittelbadischen Boten“ überflüssig geworden, und er stellte sein Erscheinen am 31. März 1943 ein mit der lakonischen Begründung: „Die Notwendigkeiten des totalen Krieges bedingen eine zeitliche Trennung“. Von nun an konnte man nur noch Parteizeitungen lesen. Wer also heute wahre Informationen in der damaligen Presse sucht, wird nicht fündig werden. Deshalb sind authentische Zeitzeugnisse über alles, was mit der Katastrophe von Stalingrad zusammenhängt, besonders wertvoll. Ein beeindruckendes Zeugnis jener Tage ist ein Brief, den ein Nachbarssohn und Freund der Familie am 15. März 43 an Frau Keßler schrieb. Er war als Pilot bei der deutschen Luftwaffe in Stalingrad im Einsatz. Von seiner Mutter hatte er erfahren, daß Michael Keßler als vermißt gemeldet worden war. Nun versuchte er Information und Trost miteinander zu verbinden: „Werte Frau Keßler! Sie werden erstaunt sein, von mir einen Brief zu erhalten. Will denselben auf Wunsch meiner Mutter schreiben, da sie mir mitteilte, was für ein ungewisses Schicksal Ihren lieben Mann, meinen früheren Klassenlehrer, betroffen hat. Schweren Herzens nahm ich von dieser Sache Kenntnis. Vielleicht wird Ihnen, Frau Keßler, dieser Brief etwas Beruhigung bringen und mithelfen, das zur Zeit noch ungewisse Los über Ihren Mann leichter zu ertragen. Ich wollte, es wäre so. Nun ein wenig zu dem eigentlichen Grund dieses Briefes. Wie Sie ja wissen, lag der Einsatz meines Verbandes vorwiegend in Stalingrad. Als treuer Helfer der tapferen sechsten Armee waren wir fast bis zum letzten Tage in unermüdlichem Einsatz. Tag und Nacht blieben wir am Feind, um ihn zu schädigen, wo es nur ging. Es waren äußerst harte Tage, die wir durchzumachen hat-

ten. Verletzte und Verwundete wurden von uns aus Stalingrad gebracht fast bis zu den letzten Tagen. Erst als die notdürftigen Flugplätze vom Gegner eingenommen waren, bekam die Gesamtlage einen kritischen Charakter. Auf Roggengelände gingen wir notgedrungen zur Landung, um wenigstens verwundete Kameraden mit zurücknehmen zu können. In Abwurfbehältern wurden in den letzten Tagen noch die heldenmütig kämpfenden Verbände von uns unterstützt, in der Abwehr des Gegners, versorgt mit Munition und Verpflegung. Jedoch auch dies brachte keine fühlbare Entlastung mehr, da der Gegner tausendfach überlegen war. Dennoch kämpften die Truppen des Heeres tapfer und treu gegen die anstürmenden Divisionen der Sowjets. Bereit zum Sterben und keinen Meter Boden dem Gegner freiwillig zu überlassen, schlugen sie eine einmalige Schlacht in der deutschen Geschichte. Ich kann Ihnen nur sagen, Frau Keßler, das Herz blutete mir oft beim Anblick dieses unabwendbaren Schicksals, das die Verteidiger von Stalingrad erreichte. Sie kämpften treu und tapfer bis zum letzten. Über das Schicksal Ihres Mannes, sofern er Angehöriger der Kampftruppen von Stalingrad war, kann ich leider keine Angaben machen. So bitter es ist, Frau Keßler, seien Sie tapfer, vielleicht führt ein gütiges Schicksal nach Kriegsende Ihren Mann wieder in die Heimat zurück. Viele Kameraden teilen mit ihm dasselbe Los. Wir Überlebende von Stalingrad sind uns der Aufgabe bewußt, die uns aus dem Opfer unserer Kameraden erwächst. Wir wollen kämpfen bis zum letzten. In der Hoffnung, Ihnen, Frau Keßler, einen Dienst erwiesen zu haben, wünsche ich Ihnen sowie Heinz und Liesel alles Gute. Herzliche Soldatengrüße Ihr Hermann.“ Kurze Zeit nach diesem beinahe prophetischen Brief wurde der Schreiber im Einsatz abgeschossen.

Im heutigen Wolgograd, dem damaligen Stalingrad, sind die Erinnerungen an die Schlacht allgegenwärtig. Ein beeindruckendes Panoramamuseum und über 30 Mahnmäler halten von russischer Seite die Erinnerung an die Kämpfe permanent aufrecht. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge hat nahe der Stadt einen riesigen Soldatenfriedhof angelegt, auf dem einmal die Gebeine von bis zu 50 000 Soldaten ruhen sollen. Weit über 20 000 sind bereits umgebettet.

Einer der ersten Stalingradkämpfer, die das Glück hatten, heimkehren zu dürfen, war Hauptmann d. R. Michael Keßler. Im Besitz seiner Tochter Elisabeth, wohnhaft in Kuppenheim, Landkreis Rastatt, befindet sich ein Karton mit persönlichen Unterlagen und 483 Briefen und Berichten, die Kämpfe um Stalingrad und die Gefangenschaft, die Suche nach Vermißten und die Aufklärung des Schicksals von Stalingradkämpfern, die seelische und materielle Not der Angehörigen, ganz besonders aber auch die Not in der Heimat betreffend. Die meisten Briefe waren Anfragen nach dem Schicksal des Ehemanns oder des Sohnes. Dabei kamen diese aus ganz Süddeutschland. Auch aus der Ortenau erkundigten sich besorgte Ehefrau-



Michael Keßler, 1947

en und Eltern, so aus Lahr, Ettenheim und Meißenheim, aus Kehl, aus Gengenbach, aus Ottenhöfen, Waldulm und Ottersweier, aus Baden-Baden und Rastatt, aus Gernsbach, Baiersbronn und Freudenstadt. Besonders beeindruckend waren diejenigen Anfragen, aus denen persönliche Not und Schicksale sprachen. Sie wurden im folgenden Beitrag exemplarisch ausgewertet. Frau Keßler stellte das gesamte Material für diese Veröffentlichung zur Verfügung und war jederzeit bereit, als Zeitzeugin Rückfragen zu beantworten. Für ihre Unterstützung, Offenheit und Großzügigkeit sei ihr an dieser Stelle herzlich gedankt.

Michael Keßler wurde am 20. November 1891 in Heddesheim/Weinheim geboren. Als Kriegsfreiwilliger nahm er am 1. Weltkrieg teil. Dabei war er in den Vogesen, an der griechischen Grenze und bei Udine im Norden Italiens in Kämpfen eingesetzt. Am 5. 12. 1918 wurde Keßler als Leutnant der Reserve wegen der Demobilisierung der deutschen Streitkräfte aus dem Kriegsdienst entlassen. In seine Tätigkeit als Lehrer in Forbach im Murgtal fiel die erneute Einberufung zum Wehrdienst im Sommer 1940. Während des Rußlandfeldzugs wurde er zur 305. Infanterie-Division (Bodensee-Division) versetzt und als Hauptmann zunächst als Leiter einer Transportkolonne mit Pferden und Motorfahrzeugen eingesetzt. Am 2. Fe-

bruar 1943 kam er in russische Gefangenschaft, aus der er am 27. August 1947 entlassen wurde. Am 13. September 1947 kam er schließlich als einer der ersten Stalingradheimkehrer wieder bei seiner Frau und Tochter in Forbach an. Der Sohn Heinz, Jahrgang 1927, kam aus dem Krieg nicht zurück. Er war im Februar 1945 als Soldat in Schlesien ums Leben gekommen.

Von Michael Keßler sind auch noch Feldpostbriefe vom Leben im Sommer und Herbst 1942 auf dem Vormarsch nach Stalingrad erhalten, in denen er eindrucksvoll ein Bild der damaligen Zustände entwarf. So äußerte er sich in einem Brief vom 29. August 42: „... An die Wolga kommen wir wohl nicht, denn dazwischen liegt ein großes Steppengebiet ohne Wasser und Futter. Wenn's nur einmal vorbei wäre. Ich habe die Nase voll. ...“ Am 6. September berichtete er detaillierter: „... Verpflegung ist augenblicklich sehr knapp. Alle verfügbaren Transportmittel müssen Munition fahren. Wenn Stalingrad gefallen ist, wird es wieder besser werden. Wir haben ein Pferd geschlachtet, und nun gibt es Pferdefleisch. Schmeckt gar nicht schlecht. Vorgestern hatten wir Feldgottesdienst. Ich war auch dort, als einziger Offizier. Andere lachen zwar darüber, das macht aber nichts. Die beiden Pfarrer habe ich anschließend zu einem Pferdebeafsteak eingeladen. Mit wahren Heißhunger sind die beiden Herren darüber hergefallen. Nun hausen wir schon drei Wochen im Zelt und kommt nicht mehr aus den Kleidern. Waschen kann man sich wegen Wasserknappheit auch nicht. Hoffentlich haben wir ab morgen wieder Wasser. Eine gründliche Reinigung wäre kein Luxus. Allmählich wird man anspruchslos. ... Wir verhungern nicht und das Schlankwerden ist nicht schlimm. Es geht mir sehr gut. Von Tag zu Tag werde ich leichter und elastischer. ...“ Eine weitere Woche nach diesen sarkastischen Formulierungen zeigte sich zum ersten Mal der beginnende Winter: „... Ganz plötzlich hat nun das Wetter umgeschlagen. Es ist empfindlich kalt im Zelt. Die letzte Nacht haben wir tüchtig gefroren. Ich trug bis jetzt die kurzen, grünen Sommerhemden. Aber heute morgen habe ich nun dickere Sachen angezogen. Neben dem Zelt haben wir im Freien ein offenes Feuer. Immer wieder muß ich beim Schreiben die steifen Finger wärmen. Meine Knie- und Pulswärmer habe ich heute auch hervorgeholt. Hier pfeift ein kalter Steppenwind. ...“

Auf einem Blatt Keßlers, im Oktober 1947 beschrieben, mit Anmerkungen zum Krieg und der Gefangenschaft, stehen am Schluß die Stichwörter „Ehrenpflicht zu helfen“ und „Aufklärung“. Und danach richtete er sich nach seiner Rückkehr mit seiner ganzen Kraft. Er hatte sich vorgenommen, beim Schicksal von Vermißten helfend tätig zu werden und führte dies konsequent durch, wobei er einen guten Teil seiner Freizeit für das Schreiben von Briefen benötigte. Als früherer Hauptmann besaß er eine gute Personenkenntnis, die ihm bei der Aufklärung von Schicksalen sehr nützlich war. Wichtig waren außerdem die brieflichen Kontakte zu anderen Heimkehrern, aus denen er ergänzende Informationen entnehmen konnte, da sie

ihr Wissen austauschten. Unter dem Eindruck der Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft nahmen nach der Rückkehr die meisten schnell Kontakt mit früheren Kriegskameraden auf. Wie befreit und glücklich sie sich fühlten, wird aus den Zeilen einer Postkarte deutlich, die Frau Keßler noch vor der Rückkehr ihres Gatten im Juli 1947 aus Karlsruhe erhielt: „Sehr geehrte Frau Keßler, ich war bis Ende 45 mit Ihrem Mann in Elabuga zusammen in einer Stube und möchte gerne wissen, ob er schon daheim ist. Ich kam vor 10 Tagen nach 6 Jahren Trennung. Das ist eine Wonne trotz aller Not und Zerstörung. Jetzt weiß man erst, was man all die Jahre entbehren mußte, und nun muß man viel intensiver das Schöne und Lebenswerte in sich aufnehmen. Mit besten Grüßen, ergebenst W. R.“ Nach seiner Heimkehr nach Forbach im Herbst 1947 und der Entnazifizierung wurde Michael Keßler bald wieder als Lehrer angestellt. Er verstarb am 4. Juli 1954 im Alter von 63 Jahren.

Von den Ereignissen in Stalingrad berichtete Keßler am 15. November 1950 in einem Schreiben, in dem es um das Schicksal des Vermißten H. ging, an das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg. Darin heißt es: „... Über die Kampfplage in jener Zeit kann ich folgende Angaben machen: Die 305. Inf. Division war im Nordabschnitt von Stalingrad beim Traktorenwerk eingesetzt. Schon auf dem Vormarsch nach Stalingrad (von Mai bis November 1942) waren die Verluste der Infanterie-Regimenter der 305. Inf. Division sehr stark. Am 17. 10. 42 erfolgte der erste Einsatz der neu ergänzten Regimenter beim Traktorenwerk. Schon am ersten Kampftage waren die Verluste sehr groß. So ist mir noch gut in Erinnerung, daß ein Regiments-Kommandeur, 2 Batl.Kommandeure, viele Kompanie-Führer und eine sehr große Anzahl von Mannschaften durch Tod und Verwundung ausfielen. Es erfolgte oft ein erbitterter Kampf von Haus um Haus, ja sogar Stockwerk um Stockwerk.

Die Verpflegungslage wurde von Tag zu Tag schlechter, weil die Versorgung aus der Luft immer beschwerlicher wurde; denn es war nur ein Flugplatz für die gesamte 6. Armee vorhanden. Als dieser Flugplatz Mitte Dezember 1942 in russische Hände fiel, konnte die Versorgung der Truppe nur aus der Luft erfolgen. Die abgeworfenen Verpflegungsmengen waren für eine ausreichende Ernährung der Truppe völlig unzureichend. Oft kam es vor, daß 30 Mann einen Laib Brot täglich erhielten (1 Brot = 1500 g). Mir ist noch gut in Erinnerung, daß wir tagelang oft nur 10 g Knäckebrötchen (Hartbrot) ohne jede weitere Zutaten pro Mann erhielten. Warmes Essen war eine Seltenheit und wenn möglich, dann nur Pferdefleisch mit den Bestandsresten, die die einzelnen Einheiten noch aufbrachten. Die Truppe lag ständig im Kampf und mußte trotz dieser schlechten Ernährungslage die Stellungen halten. Die Kompanien schmolzen im Laufe der Zeit auf 6 bis 10 Mann zusammen. Es war dann keine Seltenheit, daß ein Gefreiter oder Unteroffizier Komp.Führerdienste leistete.

Neben der feindlichen Einwirkung hatte die Truppe noch sehr stark unter der bitteren Kälte in den Monaten Dezember 1942 und Januar 1943 zu leiden. Der Gesundheitszustand ging infolgedessen rapid zurück. Erfrierungen waren an der Tagesordnung. Es waren nur wenige der gesamten 305. Inf.Division, die die Kämpfe um Stalingrad lebend überstanden haben. Am 2. Februar 1943 war der letzte Kampftag um Stalingrad. In erschöpftem Zustand, oft mit großen Erfrierungen gingen die Überlebenden in Gefangenschaft.

Nach Ansicht von Kameraden, die sich später in den Gefangenenlagern wieder trafen, dürften höchstens 140 bis 150 Mann aus der 305. Inf. Division den Weg in die Gefangenschaft angetreten haben. Der Marsch in die Gefangenschaft war äußerst beschwerlich; schwere Schneestürme, Kälte bis zu 30 Grad, Märsche bei Tag und Nacht ohne Nachtruhe und ohne Verpflegung dauerten 5 bis 6 Tage. Die Wegränder waren mit toten Kameraden, die vor Erschöpfung liegenblieben, gekennzeichnet. An manchen Tagen mußten die Gefangenen sogar ohne Begleitschutz marschieren, weil selbst für die Russen die Strapazen zu groß waren. Es ist deshalb klar zu erkennen, daß Kameraden, die von den Kampfhandlungen her schon sehr stark geschwächt waren, solchen Anstrengungen erlagen. Mancher Kamerad wurde sogar geistesgestört durch die übermenschlichen Entbehungen und Strapazen.

Auch während der Kampfhandlungen war ein größerer Teil der Zivilbevölkerung in Stalingrad anwesend (nicht evakuiert) und hauste in Erdhöhlen. Nach Beendigung der Kampfhandlungen fiel die Zivilbevölkerung wie Hyänen über uns her und nahm uns das letzte wertvolle Kleidungsstück, Ehering, Uhr usw. ab. Als wir auf dem Weg in die Gefangenschaft an dem Friedhof der 305. Inf. Division in dem Vorort Goroditsche vorbeikamen, waren die 5 bis 6000 Holzkreuze restlos verschwunden. Die Ruhestätte der Toten war als Friedhof nicht mehr zu erkennen.

Die Lazarette in Stalingrad waren vom Dezember 1942 an dermaßen überfüllt, daß neu anfallende Verwundete bei der Truppe in Erdlöchern oder Kellern aufgenommen werden mußten. Es ist kaum anzunehmen, daß Verwundete, die in Stalingrad zurückbleiben mußten, lebend davon kamen.

Ich weiß aus persönlicher Erfahrung, daß von den vielen Kameraden, die wir verwundet in Stalingrad zurücklassen mußten, nicht ein einziger geschrieben hat oder gar zurückgekommen ist.

In dem Keller, in dem ich mit meiner Einheit damals hauste, mußten wir 25 Verwundete zurücklassen. Ich stehe mit den Angehörigen aller dieser Kameraden in Verbindung; doch von keiner Seite wurde mir ein Lebenszeichen dieser Kameraden bestätigt, so daß mit 99%iger Sicherheit anzunehmen ist, daß keiner dieser Kameraden noch am Leben ist.

Es besteht nun die Möglichkeit, daß H. gefallen ist, denn in den letzten Tagen waren alle Soldaten als Infantristen eingesetzt und stets in größter

Lebensgefahr. Es besteht auch die Möglichkeit, daß er verwundet wurde und dann unter den oben angeführten Gründen sein Leben in Stalingrad lassen mußte, oder auch die dritte Möglichkeit, daß er die Kampfhandlungen überstand, aber in dem erschöpften Zustand den Strapazen eines Gefangenenmarsches nicht mehr gewachsen war. Es war keine Seltenheit, daß erschöpfte Kameraden von russischen Posten am Straßenrand niedergeschossen wurden.

Das Verhalten der Zivilbevölkerung einschl. der Etappentruppe war gegen die marschfähigen Verwundeten und kleineren Marschgruppen von Gefangenen äußerst unmenschlich. Wer das Unglück hatte, in einer solch kleineren Marschgruppe den Weg in die Gefangenschaft anzutreten, ist mit Sicherheit in den Tod gegangen. ...“

Wie erbarmungslos die Wege in die Gefangenschaft und wie gering dabei die Überlebenschancen waren, belegt darüber hinaus ein Bericht eines Heimkehrers vom Januar 1946. Er schrieb: „... Ja, ich war mit R. seit Stalingrad zusammen, anschließend waren wir bis Ende März 1943 in Beketowka, bzw. Dubowka untergebracht, verhungerten dort beinahe vollends und wurden dann in 22tägiger Bahnfahrt nach Taschkent in Usbekistan, am Fuße des Himalajagebirges in Mittelasien transportiert. Unterwegs gab es einmal warmes Essen, einmal Wasser, das wir aus einem Bach sofften, nachdem wir das Eis eingeschlagen hatten, und sonst 200 g Hartbrot, Trockenfisch und Schnee. 100 Mann wurden in den Waggon gepfercht, aber täglich gab es ja mehr Platz, denn 10, 12 – 15 Mann waren in der Frühe meist tot, dreimal wurden wir wieder auf 100 aufgefüllt und trotzdem lebten bis zur Ankunft nur noch 32 Kameraden, in anderen Waggons teilweise nur noch 5 und 6 Mann. Dann kamen wir in die Regenperiode hinein, hier ersoffen wir fast in den Erdbunkern, Ruhr und Typhus traten auf, da begann das Massensterben, an einem Tage 182 Kameraden, in knapp 7 Wochen gelangten ca. 11.000 Mann ins Massengrab. ...“

Ein anderer Heimkehrer berichtete seine persönlichen Erfahrungen auf der gleichen Fahrt in einem Brief vom November 1949. Mit seinen Worten bestätigte er den obigen Bericht eindrucksvoll: „... Auf der Bahnfahrt, die 4 Wochen dauerte, ging bereits die Hälfte und noch mehr zugrunde. Die Wagen wurden 2 – 3 mal aufgefüllt und trotzdem konnten nur 20 – 25 Mann aussteigen und die meist krank und schwach, so daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten. Tausende von Läusen, abgemagert zum Skelett, so kamen wir in ein Bunkerlager. Ruhr, Typhus, Fleckfieber raffte die braven Männer nur so dahin. Ein Nebenlager starb bis auf 15 Mann aus. Selbst nicht mehr fähig zu denken, vor Schwäche nicht mehr fähig zu gehen und zu stehen, kam ich eines Tages krank und elend in ein Lazarett und später in ein Erholungslager. An Leib und Seele gestärkt ging es im November 1943 zurück nach Orsk (Ural) zum Arbeitseinsatz. Hunger und Entbehrung nahmen bei schwerster Arbeit und schlechtester Verpflegung

kein Ende. Dort selbst traf ich eines Tages Paul K., Unteroffizier von unserer Einheit, und Erwin K, unseren ersten Koch. Von allen anderen Kameraden konnte ich nie mehr etwas in Erfahrung bringen. Offen gesagt, ich nahm an, daß alle auf der Fahrt nach Asien, die von uns nur die Todesfahrt genannt wurde, oder anschließend im Lager gestorben sind. Natürlich kann man so etwas den Angehörigen nicht sagen, weil jeder Anhaltspunkt fehlt, aber wenn sich bis jetzt einer nicht gemeldet hat, kann man wohl die Hoffnung langsam aufgeben. Wir haben doch alle gesehen, wo sie geblieben sind. Es ist eben zuviel über uns gekommen, mehr als ein Mensch ertragen kann. ...“

Über den Weg in die Gefangenschaft und die Verhältnisse in den Lagern äußerte sich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft 1948 der frühere Stabsintendant der 305. Inf.-Div. Karl Binder. In seinem sechsseitigen Bericht, der sich in den Unterlagen Keßlers befindet, ist unter anderem darüber zu lesen: „Einige Tage später (nach der Kapitulation, d. Verf.) ging es über Kotluben wieder zurück nach Stalingrad. Noch einmal kamen wir über die alten Kampfstätten. Rechts und links der Straße waren die Toten zu riesigen Stapeln aufgeschichtet, andere lagen noch im Freien oder in den alten Kampfstellungen. ... Viele haben auf diesem Weg das Beten gelernt, manche sind aber auch mit einem Fluch auf Hitler erschöpft zusammengebrochen. Wir kamen Ende Februar in das erste Auffanglager etwa 20 km südlich von Stalingrad, nach Beketowka. Dort befanden sich etwa 40 000 Gefangene, 60 km nördlich von Stalingrad in Dubowka etwa ebensoviel. In Beketowka sind an Hunger und Flecktyphus etwa bis Mitte März 35 000 Gefangene gestorben. Die Offiziere wurden nun leider von den Mannschaften getrennt und kamen mittels Bahn und Fußmarsch in verschiedene Lager bei Kasan, Gorki, Moskau usw. Der Hauptteil der Stalingrader Offiziere aller Divisionen kam nach Yelabuga etwa 300 km ostwärts von Kasan. ...“ Nach einer detaillierten Darstellung des Lagerlebens berichtet Binder weiter über die Ernährung im Gefangenenlager: „...„Die Verpflegung bestand meist aus dünnen, mit etwas Kraut oder Brennessel, Tomaten, Gurken oder Hirse durchsetzten Wasser- oder Fischsuppen, mittags dieselbe Suppe und etwa 8–10 Eßlöffel Brei aus Mehl oder Hafer, Hirse, Erbsen oder Linsen. Abends gab es entweder Suppe oder Brei mit Zuschlag, falls Arbeitsnorm erfüllt. Brot bekamen wir früher allgemein 600 g, später je nach Arbeitsnorm zwischen 400 und 700 g. Edelprodukte wie Zucker, Fett, Tabak, auch Fleisch und Fisch, auf die Hand wurden ausgegeben, sofern vorhanden.“

Der beeindruckende Bericht von Karl Binder endet folgendermaßen: „Ende des Jahres 1945 bekamen wir die ersten Postkarten zum Schreiben, die tatsächlich in der Heimat ankamen. Mitte 1946 hatten die meisten Postverbindung mit den Lieben zu Hause. Dies gab uns Kraft und Ausdauer, die schwere Zeit der Gefangenschaft zu überdauern. Es ist mir persönlich

nicht bekannt, daß es heute – ausgenommen Strafgefangenenlager – noch Lager in Rußland geben soll, die überhaupt nicht schreiben dürfen, oder daß Leute, die in der Rüstungsindustrie arbeiten, nicht schreiben dürfen. Wenn bis heute von einem Vermißten noch keine Nachricht eingegangen ist, so ist das sehr bedenklich.

Ich selbst bin am 7. Januar 1948, nach fast 5jähriger Gefangenschaft wie durch ein Wunder, zwar krank und siech, zu meinen Lieben heimgekehrt.“

Seit der Kapitulation der deutschen Truppen in Stalingrad hatte Familie Keßler in Forbach drei Jahre lang nichts mehr von dem Ehemann und Vater gehört. Die Ungewißheit über sein Schicksal war bedrückend, so daß die materielle Notsituation nach Kriegsende in den Hintergrund trat. Dann geschah das Wunder: Am 5. Februar 1946 traf das erste Lebenszeichen ein in Form eines Gefangenenbriefes:

„29. 12. 45. Meine Lieben! An der Schrift werdet Ihr erkennen, daß ich tatsächlich noch am Leben bin. Und mit mir hoffen viele Stalingrader – trotz gegenteiliger Propaganda von Goebbels – die Heimat wiederzusehen. Damals hat man uns belogen und betrogen. Großes Elend hat die Hitler-Clique über Deutschland gebracht. Mir geht es recht gut. Ich bin gesundheitlich voll auf der Höhe und wünsche dasselbe auch von Euch. Ich habe die feste Zuversicht, daß wir uns im neuen Jahr wiedersehen. Wie mag wohl die Heimat aussehen? Seid Ihr und all unsere Verwandten noch am Leben? Mit großer Spannung erwarte ich Euer 1. Lebenszeichen. Durch das deutsche Rote Kreuz könnt Ihr Einzelheiten wegen des Schreibens erfahren. Und nun mit neuem Mut ins Neue Jahr, tausend Küsse und herzliche Grüße für Euch und alle Bekannten. Euer Papa.“

Im Juni traf ein weiteres Lebenszeichen ein, datiert vom 12. 3. 1946. In diesem Schreiben berichtete Keßler über das Lagerleben. Es ist dabei erkennbar, daß die Formulierungen bewußt positiv und optimistisch gewählt sind. Durch das Weglassen kritischer Anmerkungen über die Lebensumstände im Lager konnte er verhindern, daß die Zensur die Weiterleitung des Briefs unterband.

„Meine Lieben! Ich freue mich, Euch wieder einmal ein Lebenszeichen geben zu können. Es geht mir gesundheitlich sehr gut, auch diesen Winter habe ich ohne Beschwerden überstanden. Mit großer Aufmerksamkeit verfolge ich die politische Entwicklung in der Heimat. Oft erfaßt mich eine heilige Wut, wenn ich bedenke, welches Unglück dieser Hitler über Deutschland gebracht hat. Hoffentlich seid Ihr noch alle am Leben, dann will ich alles andere gerne verschmerzen. In unserem Lagerleben haben wir durch kulturelle Veranstaltungen und Musik viel Abwechslung. Heute nachmittag wirke ich bei Darbietungen unseres Orchesters unter der Leitung von 2 verschiedenen Dirigenten als Preisrichter mit. Jetzt kommt bald die schöne Frühlingszeit. Überall beginnt in der Natur neues Leben. Möge

die Zeit der Trennung nicht mehr allzulange dauern. Dann wollen auch wir mit frischem Mut ein neues Leben beginnen. Zum bevorstehenden Osterfest Euch und allen Bekannten alles Gute und zu Mamas Geburtstag meinen allerherzlichsten und innigsten Glückwunsch. Hoffnungsfroh und zuversichtlich grüßt Euch Euer Papa.“

Der Überlebenswille und die positive Grundeinstellung werden in diesen Zeilen deutlich. Nach seiner Rückkehr erfuhr seine Familie, daß Michael Keßler im Gefangenenlager selbst Vorträge gehalten hatte und an allen kulturellen Veranstaltungen teilnahm. Es gab dort nicht nur ein Lagerorchester, sondern gefangene Professoren und Lehrer hielten Vorträge und wissenschaftliche Seminare. So konnten die Gefangenen der geisttötenden Eintönigkeit des Lagers entkommen. Den Angeboten der Sowjets, sich politisch als Gegner der Nazis bei der Umerziehung der Gefangenen zu betätigen, erteilte er dagegen stets eine Absage. So hielt er zwar während der Gefangenschaft im Radio Vorträge, jedoch immer über kulturelle Themen, nie über politische. In den Briefen mußte er sorgfältig formulieren. Unbedachte Äußerungen, eventuell gegen die Zustände im Lager oder die Sieger gerichtet, führten zum Eingreifen der Zensur, die dann die entsprechenden Passagen schwärzte oder den Brief gar nicht beförderte.

Von der Zensur bearbeitete Gefangenenpost M. Keßlers

Hoffnung auf baldige Entlassung und Enttäuschungen über zerschlagene Hoffnungen spiegeln die Gefangenenbriefe Michael Keßlers wider. 27 Briefe, von denen die meisten ihren Empfänger erreichten, schrieb Frau Keßler an ihren Mann. In ihnen berichtete sie vom Leben der Familie im Murgtal und den Lebensbedingungen während der Nachkriegszeit. Immer äußerte sie auch die Überzeugung, daß die Trennung bald vorüber wäre. Groß war dann die Freude, als ein Telegramm die Ankunft des Heimkehrers Michael Keßler ankündigte.

Zwischen den Heimgekehrten gab es einen intensiven Zusammenhalt. Das gemeinsame Erleben der Gefangenschaft und zuvor die Ereignisse im Krieg hatten dazu geführt, daß diejenigen, die das Glück hatten, früher entlassen zu werden, die Angehörigen von noch nicht entlassenen Kriegsgefangenen und von Gestorbenen informierten. Sie schilderten nach ihrer Rückkehr nach Deutschland in ausführlichen Briefen, was sie über den Mitgefangenen wußten. So erhielt Frau Keßler bereits Ende September 1946, etwa ein Jahr vor der Rückkehr ihres Ehemanns, einen Brief aus Konstanz. In ihm berichtete ein heimgekehrter Soldat in einer genaueren Schilderung, was er über ihren Ehemann wußte:

„Sehr geehrte Frau Kessler! Bis zum 17. Juni des Jahres war ich mit Ihrem Gatten im Lager 97 (Jelabuga ostwärts Kasan) zusammen. Bis zu diesem Zeitpunkt war er gesund und immer guter Dinge. Ich wußte auch

nicht, daß er in den letzten Jahren eine schwerere Krankheit mitgemacht hätte. Was allerdings vor November 43 war, kann ich nicht sagen. Ich kannte Ihren Gatten recht gut, und wir haben manches Mal von der schönen Heimat und insbesondere dem Murgtal geplaudert. Der Gedanke an die Lieben daheim und die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr hielten uns aufrecht. Ich selbst bin als Invalide entlassen worden und so weit mir bekannt ist, entlassen die Sowjets nur chronisch Kranke und Invaliden. Als nächste dürften dann wohl die älteren Herren drankommen, zu denen ja wohl auch Ihr Gatte zählt, da diese in ihrer Arbeitskraft für die Russen nicht so wertvoll sind. Inzwischen wird er wohl auch das Lager gewechselt haben. Hat er die Nr. 119, dann befindet er sich in der Nähe von Kasan, hat er eine Lagernummer, die in die Vierhundert geht, dann befindet er sich in der Nähe von Pensa. – Was soll ich Ihnen sonst viel von der Gefangenschaft erzählen, Kriegsgefangenschaft ist immer ein bitteres Los. Die schwerste Zeit hat Ihr Gatte ja überwunden, und ich bin überzeugt, daß er auch den Rest gut überstehen wird.

Ich wünsche Ihnen, daß er bald zu Ihnen heimkehren möchte, so gesund, wie ich ihn verlassen habe und begrüße Sie hochachtungsvoll

Paul Sch.“

Ein weiterer Brief, der im selben Monat bei Frau Keßler eintraf, stammte von einem Heimkehrer aus Karlsruhe. Im Inhalt entsprach er dem ersten, so daß die obige Schilderung ihre Bestätigung fand. Auffällig ist in beiden Briefen, daß nur die positiven Aspekte hervorgehoben sind, um Hoffnung zu machen und wohl auch als Trost für die immer noch Wartende. Am 30. Dezember 1946 erreichte ein weiterer Brief Frau Keßler, in dem es unter anderem heißt: „... Daß er immer noch keine Nachricht von Ihnen hat, ist eigentlich kaum zu verstehen ... Lassen Sie sich nicht beirren, Frau Keßler, und schreiben Sie immer wieder. Einmal kommt doch etwas in den Besitz Ihres Mannes. Denn um das körperliche Wohlergehen Ihres Mannes brauchen Sie sich nicht so sehr Kummer zu machen wie um das seelische. Also: schreiben, schreiben! Ich hoffe ganz bestimmt, daß er im Laufe des 1. Halbjahrs 1947 auch nach Hause kommen wird, man hat schon dieses Jahr davon gesprochen, daß alle über 50 Jahre entlassen werden sollen. ...“ Solche Hoffnung erweckenden Briefe waren wichtig für alle zu Hause Wartenden. Dessen war sich Michael Keßler auch bewußt, und nach seiner Rückkehr stellte er sich ganz in den Dienst, zur Aufklärung von Soldatenschicksalen beizutragen. Der Vermißten- und Flüchtlingssuchdienst für die französische Besatzungszone (Zonenzentrale Rastatt/Baden) gab seine Adresse bei Anfragen weiter. Die Nachfragenden schrieben dann direkt an ihn, so daß für ihn ein umfangreicher Schriftverkehr entstand. Schwerpunkt seiner Auskünfte waren die Soldaten seiner Kriegseinheit, aber auch seiner Gefangenenlager. Dabei konnte Keßler zu Anfragen, die seine Feld-

postnummer 44535 betrafen, im allgemeinen sichere Aussagen über die Gesuchten machen. Die Unwissenheit über das Schicksal der Stalingrader war ja in der Bevölkerung allgemein, da bis Ende 1945 in den Gefangenenlagern Schreibverbot bestand. In einer Anfrage vom Februar 1948 heißt es dazu: „... Ich möchte Sie nun anfragen, ob es stimmt, daß Sie Ihren Angehörigen nie ein Lebenszeichen geben konnten. Das wäre natürlich für uns ein Hoffnungsstrahl. Man hört auch manchmal von Heimkehrern, daß es Lager in Rußland gäbe, in welchen die Gefangenen nicht schreiben dürfen. Ich wäre Ihnen für Ihre diesbezügliche Äußerung sehr dankbar, denn es ist ein grausames Los für Eltern, wenn sie nicht wissen, wo sie ihr Kind suchen sollen. ...“ Keßler antwortete auf diese Anfrage im allgemeinen, daß es solche Gefangenenlager nach seinem Wissen nicht gebe. Nur aus Straflagern dürfe nicht geschrieben werden. Mit seinen Briefen, in denen Keßler Angehörigen von Vermißten mitteilte, daß diese noch lebten, machte er Hoffnung auf eine Rückkehr der Gefangenen. Aus einem Dankesbrief, der ihn im August 1948 erreichte, wird dies deutlich: „... Sie haben mir damit neue Hoffnungen auf ein Wiedersehen gemacht, denn bis zum Erhalt Ihres Schreibens wußte ich ja nicht, ob mein lieber Gatte all die Strapazen in Stalingrad überlebt hat oder ob er gefallen ist. Es ist mir ja auch bekannt, wieviele der Gefangenen aus Stalingrad besonders in den ersten Monaten nach der Gefangennahme gestorben sind und die Sorgen um meinen lieben Mann sind nicht kleiner geworden, aber die Hoffnung auf ein Wiedersehen trotzdem viel, viel größer als in den vergangenen Jahren. ...“

Im Zusammenhang mit der Frage, was mit der Stalingradarmee eigentlich geschehen sei, kamen ebenfalls immer wieder Anfragen. So ist ein Brief vom 18. Dezember 1947 an den Heimkehrer Keßler typisch: „... Nun noch eine Frage betr. Stalingrad. Wissen Sie, oder haben Sie etwas davon gehört, wo die Stalingradsoldaten geblieben sind, da doch fast keiner schreibt? Es sind doch etwa 94 000 gefangen worden, wie man uns in Rußland gesagt hat. Erst vor kurzem habe ich mit einem Heimkehrer gesprochen, der war in Stalingrad Gefangener, aber nicht in Stalingrad gefangen genommen worden. Glauben Sie, daß noch welche, eventuell Freiwillige bei der russischen Fernostarmee sein könnten. Oder sind alle draufgegangen? In meinem Lager Amawir in Georgien gingen von 1560 Mann über 900 kaputt. Ich glaube nicht an ein Wiederkommen meines Sohnes Fritz, aber meine Frau und meine Tochter schwören darauf, ein Wahrsager machte ihnen die Hoffnung. Dieser hat zufällig auch meine Ankunft und Existenz erraten. ...“

Nicht nur Michael Keßler sah es als Pflichtaufgabe an, zur Aufklärung von Vermißtenschicksalen beizutragen. Erwiesenermaßen wurde das Datum des Beginns der Kriegsgefangenschaft von allen Soldaten als tief einschneidendes Erlebnis empfunden, das sich unvergeßlich einprägte. So ver-

wundert es nicht daß er auch Hilfsangebote anderer Heimkehrer erhielt, wie aus einem Brief vom Oktober 1948 hervorgeht: „Gerne bin ich natürlich bereit, Ihnen und den Angehörigen der Vermißten behilflich zu sein, soweit es in meiner Möglichkeit liegt. Tausende von Anfragen habe ich im Laufe meiner zweijährigen Anwesenheit schon beantwortet. 162 Briefe hatte ich ja mitgebracht mit Wissen unseres NKWD-Oberleutnants und Lagerkapitäns, die unseren Transport begleiteten. Wieviel unermeßliche Freude ich damit bereiten konnte, ersah ich aus den rührenden Dankschreiben. Weiteren Angehörigen, die meine Anschrift durch die Glücklichen erfahren hatten, konnte ich ebenfalls – allerdings verlangte ich erst Bilder, um ganz sicher zu sein – erfreuliche Nachricht mit der Lageranschrift zukommen lassen. ... Lassen Sie mir also bitte die Vermißtenliste Ihrer Einheit zur Einsichtnahme zukommen. Ich werde diese nach jedem Einzelnen prüfen und Ihnen nach bestem Wissen und reiflicher Überlegung Auskunft schreiben. ...“ Ein anderer Heimkehrer, der mit Keßler das Lager geteilt hatte, schrieb am 1. Juni 1948: „... Du wirst wahrscheinlich auch mit Post so sehr eingedeckt wie ich auch. Mehr als 1200 Angehörige unserer Vermißten haben sich bis jetzt an mich gewandt und noch immer nehmen die Anfragen nicht ab. Es ist oft so schwer, allein zu helfen und zu raten und von den Vermißtenstellen bekommt man so wenig Unterstützung. Wiederholt habe ich dort schon um die Adressen unserer wenigen heimkehrenden Stalingrader gebeten, leider bis jetzt mit wenig Erfolg. ...“

Und daß der Informationshunger riesig war, zeigen Frage- und Antwortbriefe an Michael Keßler. Die Situation, in der sich die Menschen damals befanden, wird darin deutlich, und die Lektüre der Briefe macht auch heute noch betroffen.

Im Oktober 1947 erreichte ein Brief den Heimkehrer, der gerade erst vier Wochen wieder in der Heimat war. Er hatte nach seiner Heimkehr unverzüglich begonnen, Angehörige von deutschen Soldaten in Stalingrad oder in Gefangenenlagern zu informieren und erhielt auch Antwort: „... Recht vielen Dank für Ihre Zeilen vom 12. Oktober. Sie haben die letzten Tage mit meinem Mann so schön geschildert, daß wir sie im Geiste miterleben konnten. Wir waren tief erschüttert, daß mein Mann noch zuletzt verwundet wurde und nicht mit Ihnen in Gefangenschaft gehen konnte. Können Sie mir nicht sagen, ob mein Mann mit den anderen Verwundeten auch in Gefangenschaft kam, der Russe wird sie doch nicht haben verhungern lassen. Solche Gedanken quälen uns jetzt, nachdem mein Mann gar nichts hören läßt von sich. ... Und das Leid mit meinem Mann war noch nicht genug, wir mußten auch noch am 31. März 1945 bei einem einmaligen Fliegerangriff auf Rothenburg unser Häuschen mit allem verlieren. Nur einen kleinen Koffer, der im Keller untergebracht war, konnten wir retten. Sie können sich nun meine Lage vorstellen, in der ich mich mit meinen zwei unversorgten Kindern befinde. Schreiben Sie mir doch bitte die Wahrheit,

ob sie denken, mein Mann könne noch leben und nur nicht schreiben. Die Ungewißheit ist doch das schlimmste, was es gibt. Was haben die armen Soldaten dort nur aushalten müssen. Mein lebensfroher Mann würde doch so gern zurückkehren. Ihnen wünsche ich gute Tage in der Heimat und baldiges Vergessen des Scheußlichen, das Sie haben erdulden müssen von Stalingrad bis zur Entlassung. ...“ Verzweifelte und doch hoffnungsvolle Suche spricht aus den Zeilen eines Briefes aus dem Allgäu, in dem eine Schwester ihren Bruder sucht: „... Die letzte Nachricht haben wir vom 3. 1. 43. Wir haben einen Hof mit 50 ha und mein Bruder wäre der Erbe, da mein älterer Bruder gefallen ist. Mein Vater ist 64 Jahre alt und hat nur noch eine Hand, und so setzen wir alle Hoffnung auf meinen Bruder Martin. So werden Sie es verstehen, wenn ich Sie bitte, mir Nachricht zu geben, ob Sie etwas von meinem Bruder wissen oder ob Sie ihn gekannt haben. ...“

In den Wunsch, der Vater, Bruder oder Lebenspartner möge doch endlich wieder zu Hause sein, mischte sich auch manchmal die Sorge über sein mögliches Schicksal in der Heimat. Die Franzosen führten ein strenges Regiment in ihrer Besatzungszone und hatten Straflager für die Deutschen eingerichtet, die im Dienst der Nazis gestanden hatten, so in Lahr-Dinglingen und in Altschweier bei Bühl. Mit zwiespältigen Gefühlen äußerte sich im Oktober 1947 eine Frau aus Lahr folgendermaßen: „... Ich wäre sehr froh, wenn mein lieber Mann endlich heimkäme, denn mein Leben ist alles eher als schön – aber leider ist meine Sorge, daß man ihn als ehemaligen Kreisamtsleiter des NSLB (Nationalsozialistischer Lehrerbund, d. Verf.) dann nach Dinglingen ins Lager stecken könnte, bis jetzt nicht restlos beseitigt. Unser Junge, der 4 Jahre an der Front war, ist, kaum heimgekommen, verhaftet und ins KZ gesperrt worden und erst nach 20 Monaten auf Grund der Jugendamnestie wieder freigekommen, obwohl ich alles versucht habe. Auf den Entlassungspapieren ist als Grund zur Verhaftung angegeben: HJ und Wehrmachtsoffizier! (Sein größtes Verbrechen besteht darin, Fähnleinführer im Jungvolk gewesen zu sein.) Es ist deshalb vielleicht ganz gut, wenn mein Mann noch nicht so bald heimkommt – obwohl ich ihn andererseits doch wieder lieber in Dinglingen als in Rußland wüßte! Die Möglichkeit ihm zu helfen, wäre dort doch eher gegeben. ...“ Manchmal äußert sich auch Kritik an den Führern, die Deutschland und seine Menschen ins Unglück getrieben hatten: „... Ach Gott, was habt doch Ihr armen Menschen durchmachen müssen, das alles hätte erspart bleiben können, wenn der Dickkopf nicht gewesen wäre, entschuldigen Sie diesen Ausdruck, aber es ist wirklich so, und wir hätten unsere Männer noch, so sitzt man da und wartet halt, um vielleicht doch noch etwas zu erfahren. ... Danke Ihnen nochmals für alles, und so Gott will, erfahren Sie vielleicht mal etwas von Ihren Leuten, die Aufschluß geben können, ach, einmal diese Ungewißheit beseitigt zu wissen. ...“ In einem anderen Brief

brachte ein Anfragender die Kritik auf den Punkt: „... Bis zur Stunde ist Frau B. ohne Nachricht von ihrem Mann, wie so viele. Hier hat der Krieg schlimm gehaust. B.s Anwesen wurde durch Kampfeinwirkung vernichtet. Es ist etwas Furchtbares, bis 5 Minuten nach 12 Krieg zu führen. ...“

Aus einem anderen Brief vom November 1947 schreit förmlich die Sorge um den Sohn: „... Wir sind in großer Sorge, ob er überhaupt noch lebt, da er unser einziger Sohn ist und sollte unser Anwesen übernehmen und uns alte, bald 70jährige Eltern von der vielen Arbeit entlasten. Das ungewisse Warten wird oft unerträglich. Sollten Sie irgend welchen Anhaltspunkt wissen, so möchten Sie so gut sein und ihn uns mitteilen, wir wären sehr dankbar dafür. ...“

Ebenfalls vom November 1947 stammt der folgende Auszug aus einem Brief: „... Ich bin seit Frühjahr 1939 verheiratet und lebe nun von meinem Manne 8 Jahre getrennt durch diesen Krieg. 6 Jahre habe ich ihn überhaupt nicht mehr gesehen und am 3. Januar 1943 kam die letzte Nachricht von ihm. Ich bekam dann die Vermißtenanzeige. Nie mehr habe ich ein Lebenszeichen von ihm bekommen, weder sonst noch etwas. Ich habe schon in sämtlichen Zeitungen in allen vier Zonen annonciert, aber leider hat sich niemand gemeldet, der auch nur einen Fingerzeig geben konnte. Nun sind Sie der erste Mann, der mir nach Beendigung des Kampfes etwas sagen kann, deshalb werden Sie verstehen, wenn ich mich an Sie wende. ...“ Eine andere Mutter fragte im Dezember 1947 an: „...Täglich hoffe ich nun schon 5 Jahre auf ein Lebenszeichen meines Sohnes. Ihr Schreiben hat mir aufs Neue gezeigt, wie grausig jene Zeit war, und doch hoffe ich noch immer, daß mein Sohn wiederkommt. Täglich bitte ich Gott, er möge mir die Gnade schenken. Wenn Sie irgend eine Nachricht erfahren sollten, wären Sie so freundlich, es mir mitzuteilen? ...“ Auch der folgende Text aus einem Brief vom März 1948 drückt Resignation und Gottergebenheit aus: „... Es ist schwer, nach so langer Zeit immer noch Hoffnung aufbringen zu können. Ich bitte auch täglich den lieben Gott um seinen Schutz und Schirm für meinen Sohn, denn wer kann ihm denn sonst helfen? Nachricht erhielt ich immer noch nicht von ihm. ...“ Und es war die Ungewißheit über das Schickal der Soldaten, die besonders belastend war. Manche Briefe ähneln sich in ihren Aussagestrukturen: „...Vielleicht können Sie mir Antwort geben, ob mein Mann noch lebt oder ob er nach dem Ende von Stalingrad noch gelebt hat, oder ob er mit seinen Kameraden in Gefangenschaft gekommen ist, oder ob sie vernichtet worden sind. Seien Sie doch so gut und schreiben Sie mir die Wahrheit, wenn Sie etwas wissen, das Ungewisse der langen Jahre war hart und schwer. Wohl hoffe ich Tag für Tag und Monat für Monat und immer umsonst, daß mein Mann noch einmal kommen muß und seine Lieben und seine Heimat noch einmal sehen darf. ...“ Das Schwanken zwischen Hoffen und Resignation und das Bedrücktsein durch die Ungewißheit sprechen besonders aus einem Brief, der Michael Keßler

im Dezember 1948 erreichte: „Sehr geehrter Herr Keßler! Vor allem danke ich Ihnen recht herzlich für Ihren lieben Brief vom 18. 7. 48. Umstände in meinem überaus harten Daseinskampf sind die Ursache meines bisherigen Schweigens. Die Schwierigkeiten des täglichen Daseinskampfes sind oft so niederdrückend, daß man manchmal versucht ist, am liebsten stillschweigend aus diesem Leben zu schleichen. Es ist eben doch schon eine lange Zeit seit dem letzten Lebenszeichen meines lieben Mannes vom 6. 1. 43 und bis heute ist noch alles in größtes Stillschweigen über sein Schicksal gehüllt. Ich glaube, es gibt noch keine Dienststelle, bei welche ich angefragt habe, alle Antworten sind bisher negativ geblieben. Wenn ich dann das immer dicker werdende Aktenbündel zu allen Tages- und Nachtzeiten durchstöbere, so finde ich allerdings ein kleines Schriftstück, an welchem ich hängen bleibe und ich von oben bis unten und umgekehrt durchlese, ob nicht doch was zu finden wäre, es ist das Ihrige. So ist es nun auch heute wieder, daß ich Ihre lieben Zeilen durchlese und mir dabei so manches in den Sinn kam. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir irgend welche persönlichen Eindrücke und Wahrnehmungen über das Zusammenleben mit meinem Gatten geben könnten. Zum Beispiel über seine geistige bzw. seelische Verfassung. Hatte er noch seinen Humor, dessetwegen er heute noch von vielen Bekannten in unvergeßlicher Erinnerung ist, was hat er über seine Familie geäußert? Kann er Ihrem Ermessen nach noch leben, oder vielleicht doch in seinem Beruf untergekommen sein? War er körperlich ganz gesund? Wie und wo kam er in Gefangenschaft? Hat er schreiben dürfen, oder durften Sie schreiben, Herr Keßler? Gibt es tatsächlich noch Lager, wo Schreibverbot heute noch besteht? Nun, lieber Herr Keßler, Sie können sich denken, daß ich nichts unversucht lasse, auch die kleinsten Anhaltspunkte über das Schicksal meines Mannes in Erfahrung zu bringen. Bitte sind Sie mir nicht böse, wenn ich Sie wiederum belästige mit meiner Bitte. Wie gesagt sind Ihre Zeilen vom 18. 7. die einzigen, die mir immer wieder Hoffnungen geben, eines Tages doch mit meinem Mann ein glückliches Wiedersehen feiern zu dürfen. Wenn diese Hoffnung bis heute noch nicht in Erfüllung ging, so gönnen Sie mir bitte die Freude, wenn möglich noch vor Weihnachten mitteilen zu wollen, wie Sie meinen Mann bis zur Trennung erlebt haben. Obwohl ich nach wie vor noch voller Zuversicht und voller Hoffnung und stündlich auf die glückliche Wiederkehr meines Mannes warte, bedeutete es vorerst in Ermangelung anderer Nachrichten für mich und meinen Sohn Heinz das schönste Weihnachtsgeschenk, von Ihnen ein in seinem Zusammenhang abgerundetes Bild als Erinnerung an unseren Vater erhalten zu können. Bitte schreiben Sie, was Sie über ihn wissen, alles ist für uns interessant. ...“ Solche Briefe bedeuteten für Michael Keßler eine schwere Belastung, wurde doch hier in ihn eine Hoffnung gesetzt, die er keinesfalls erfüllen konnte. Tiefe Resignation und Hoffnungslosigkeit sprechen aus den folgenden Zeilen, die Keßler im Sep-

tember 1947 erhielt: „... In einem halben Jahr wurde mein Lebensglück zerstört. Nach der Stalingrad-Katastrophe konnte man bei dem Vermißtsein meines Mannes noch hoffen. Aber die Nachricht über den jähen Tod meines Kindes ließ nicht ein Hoffnungsfünkchen mehr aufflackern. ... In den unglücklichen Umständen hier ist das Leben zu schwer für mich. Wenn es nicht sein müßte, möchte ich am liebsten nicht mehr weiter leben in dieser Welt. Ich leide an Nervenentzündungen und bin oft recht hilflos. ...“ Solchen Zeilen stehen aber Briefe gegenüber, die zeigen, daß die Schreiberin wieder Hoffnung gefunden hatte. Nachdem sie einen Brief der Nachbarin gelesen hatte, in dem diese ein Lebenszeichen ihres Mannes erhalten hatte, schrieb sie im März 1948 an Michael Keßler: „... Als ich am Ostersonntag den Brief in Händen hielt, da war es mir, als ob plötzlich ein Sonnenstrahl aus düsterem Himmel dringe. Die Nachricht, daß Sie, geehrter Herr Keßler, als Kamerad von Herrn G. aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt seien, ließ auch mich wieder etwas hoffen, denn auch ich warte seit den Schreckenstagen mit meinen beiden Kindern auf meinen lieben Mann. ... Noch ist es mir nicht gelungen, über das schwere Schicksal meines Mannes etwas in Erfahrung zu bringen, und so erlaube ich mit die Anfrage, ob Sie vielleicht meinen Mann gekannt haben. ...“

Im September 1949 bat eine Frau um Gewißheit: „... die Ungewißheit um das Schicksal meines Mannes läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Einmal denke ich, oh er ist vielleicht schon lange tot, dann hat man aber immer wieder doch noch ein bißchen Hoffnung im Innersten seines Herzens und glaubt, daß er vielleicht doch noch am Leben ist, und ich ihn eines Tages wiedersehe. Wenn ich nur einmal eine Gewißheit erhalten könnte, denn diese Ungewißheit ist furchtbar und zermürbt einem ganz. ...“ Das führte bei manchen dazu, daß sie sich an alle denkbaren Nachrichten und Vermutungen klammerten. So schrieb eine verzweifelte Frau im November 1948: „... ja, es sind schwere Zeiten für eine Frau so allein dazustehen. Denken Sie mal, werter Herr Kessler, 1943, am 25. Januar kam mein Mann nachts im Traum zu mir und sagte, liebe Ella, ich komme nun nicht mehr, ich bin tot, ich wollte es Dir nur sagen. Nun meine ich auch immer, er sei vielleicht auch nicht mehr unter den Lebenden. ...“ Und trotzdem hoffte sie auf eine günstige Nachricht von Michael Keßler.

Auf die Information hin, daß ihr Mann in Gefangenschaft lebe, schrieb eine Frau im Oktober 1947 aus der Umgebung von Fulda folgendes: „Sehr geehrter Herr Kessler! Ihren Brief habe ich soeben erhalten. Würden Sie nicht so weit von hier wohnen, käme ich Sie einmal besuchen, um recht viel zu erfahren. Gebe Gott, daß unser lieber Vati auch bald heim darf! Haben wir auch die Heimat und unser Hab und Gut verloren, unseren Vati wollen wir doch nicht verlieren. Das würde am wehesten tun. Ein Trost ist es mir, daß mein Mann immer sehr zäh und rege war und sich vor keiner Arbeit scheute. Das wird ihm vieles erleichtern. ... Bitte, Herr Kessler, falls

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА и КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА
СССР

Почтовая карточка военнопленного
Carte postale du prisonnier de guerre

Бесплатно
Franc de port

4.9.46

Кому (Destinataire) Frau Elisabeth Kessler

Куда (Adresse) Deutschland - Baden
(страна, город, улица, № дома, округ, село, деревня)
Forbach / Murgtal

Отправитель (Expéditeur)
Фамилия и имя военнопленного Кriegsgef.
Nom du prisonnier de guerre Kessler Michael

Почтовый адрес военнопленного UdSSR Moskau
Adresse du prisonnier de guerre Postfach 399/6

16-й изд. Зак. 395

Gefangenenpost, teilweise von der Zensur geschwärzt

Meine Lieben! 4. 8. 46. - 4.9.46

Ich habe bis jetzt noch kein Lebenszeichen von Euch. Hoffentlich haben Euch meine drei ersten Karten erreicht. Ich kam in der Zwischenzeit in ein anderes Lager. Auch hier geht es mir recht gut, was ich auch von Euch hoffe. An Liesels Geburtstag meinen allerherzlichsten Glückwunsch. Ich bin ja so gespannt, welche Berufe die Kinder gewählt haben. Meine Gedanken weilen täglich bei Euch.

~~_____~~

~~_____~~ leider von Euch nichts. Ich bin nach wie vor zuversichtlich und wünsche sehr, bald ein baldiges Wiedersehen. Mit 55 Jahren ist eben die Gefangenschaft keine Kleinigkeit. Grüßt alle Bekannten von mir, hoffentlich komme wieder. Hoffentlich bleibe ich nach wie vor recht gesund, dann werde ich auch den Rest der Gefangenschaft in uns leben. Viele Grüße u. Küsse Euer Papa.

Sie Zeit haben, schreiben Sie doch Näheres über meinen Mann! ...“ Immer schwang in den Briefen die Hoffnung auf das Wohlergehen des Vermißten mit und das bei aller persönlichen Not: „ Sehr geehrter Herr Keßler! Nehmen Sie bitte den herzlichen Dank von mir auf diesem Wege an für Ihre liebenswürdige Auskunft. Mit bangem, klopfendem Herzen öffnete ich Ihren Brief. Ich danke Gott, daß der Zufall es wollte, daß Sie meinen Mann kannten und mir wenigstens noch das schreiben konnten, daß er die Kämpfe überlebt hat. Hoffentlich ist's ihm in der Gefangenschaft auch nicht allzu schlecht ergangen, daß meine Hoffnung auf eine Heimkehr und ein baldiges gesundes Wiedersehen nicht umsonst sind. ... Es wäre bei uns auch notwendig, daß der Ernährer bald heimkäme. Wir sind auf einer Pachtwirtschaft, die zur Zeit von den Franzosen beschlagnahmt ist, die auch nichts zahlen wollen und auch kein Geld haben. Die Metzgerei ist seit 1941 außer Betrieb und das Leben ist teuer. Wir haben zwei Kinder, wovon er eines noch gar nicht gesehen hat, aber im Herbst zur Schule kommt. ...“

Auf die Nachricht hin, daß Michael Keßler etwas über das Schicksal ihres Mannes wußte, schrieb eine verzweifelte Frau Ende 1948: „ ... Gell, tausend Fragen habe ich an Sie, aber sind Sie mir bitte nicht böse deswegen. Schauen Sie, im April 1942 haben wir geheiratet und seitdem habe ich meinen Mann nicht wiedergesehen. Es ist halt sehr schwer, gerade in der jetzigen Zeit, wenn man so ganz alleine und unbemittelt eben durch die Währungsreform dasteht. Aber man hofft eben immer das Beste. Nun sind Sie mal so gut und erzählen mir mal ein bißl was. ...“ Zum Jahreswechsel 1948/49 brachte der Briefträger folgenden Brief zu Michael Keßler: „... Am 7. Februar werden es 7 Jahre, seit mein Mann fort ist, er hat nie mehr seine Lieben und seine Heimat wieder gesehen. Bei uns sagt ein jeder, wer jetzt noch nicht geschrieben hat aus Rußland, der kommt auch nicht mehr, die sind alle tot. Ich glaube nicht, daß sie alle tot sind, aber ob sie der Russe alle heim läßt? ... Ich warte jeden Tag, ob nicht mal ein einziger kommt, der noch nicht geschrieben hat, dann hätte ich wieder frischen Mut und würde getrost weiter hoffen. Vielleicht wissen Sie etwas Näheres. Gern würde ich mal etwas über meinen Mann erfahren während der Soldatenzeit, er hatte doch immer so Heimweh. ...“ Auch aus dem folgenden Brief vom Juni 1949 spricht Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dem Ehemann: „Sehr geehrter Herr Kessler! Ihren werten Brief habe ich erhalten. Er hat die nach Jahren langen bangen Wartens fast erloschene Hoffnung von neuem geweckt. Für Ihre tröstlichen Zeilen danke ich aus ganzem Herzen. Vielleicht ist es Gottes Wille, daß wir unseren lieben Vater doch noch einmal wiedersehen. Mein Mann war ja nicht von verzärtelter Natur. Wenn er, wie Sie schreiben, gesund in die Gefangenschaft gekommen ist und die Strapazen in der Hölle von Stalingrad ausgehalten hat, so hoffe ich sehnlichst, daß er auch die Gefangenschaft gut überstehen wird. Sollten Sie Näheres erfahren, so bitte ich Sie höflichst um Bescheid zu geben. ...“ Die

Freude über die Nachricht, daß der Ehemann noch lebt, spricht aus den Zeilen eines Briefes vom Januar 1950, gleichzeitig aber auch ein Hoffen und Bangen: „... Ich bin ja so glücklich, daß ich weiß, daß mein Mann in Gefangenschaft kam. Hatte schon damals den Gedanken, daß er lebt und heute hoffe ich noch, daß er heimkommt. Sehr geehrter Herr Keßler! Ich danke Ihnen von Herzen für die freudige Nachricht und wenn Sie irgend etwas erfahren oder wenn ein Kamerad kommt, dann lassen Sie es mich doch bitte wissen. Ich und meine zwei Kinder haben unseren Papa doch so lieb und warten auf ihn. Sie schrieben mir doch, daß mein Mann bei der Gefangennahme gesund war. Das gibt mir Kraft auf ein Wiedersehen. Aber ich möchte nur wissen, warum keine Post kommt. Vielleicht bringt das Jahr 1950 endlich die Entscheidung. Jedesmal, wenn ich im Radio höre, es kommen Kriegsgefangene, denke ich, er ist dabei. Es grüßt Sie herzlich Grete K.“

Nun war es so, daß Michael Keßler beileibe nicht nur gute Nachrichten zu verkünden hatte. Er hatte viele Soldaten in den Kämpfen und im Gefangenenlager sterben sehen und sorgte auch in diesen Fällen mit seinen Informationen für Gewißheit. Die Reaktionen darauf waren unterschiedlich. Aber da viele insgeheim schon trotz aller Hoffnung mit dem Schlimmsten gerechnet hatten, klingen die meisten Schreiben hierzu gefaßt. So auch die folgende Passage: „... Seien Sie meinerseits für Ihre Aussagen über meinen Mann nochmals herzlich bedankt. Sie haben mir wohl eine bittere Wahrheit gesagt, mir aber zugleich Klarheit verschafft, wodurch mein künftiger Lebensweg eine neue Wendung erfahren muß. So sehr ich hoffte, vielleicht doch noch ein Lebenszeichen von ihm zu erfahren, diese bange Frage mußte eine Lösung finden, so oder so. Ich tröste mich mit Millionen Frauen und richte meinen Blick wieder vorwärts und will mich meines Helden würdig zeigen. ...“ Die Todesnachricht wurde meist mit Fassung getragen. „... Trotzdem wir schon lange Zeit mit einem Wiedersehen unseres lieben Sohnes nicht mehr gerechnet haben, hat uns Ihre Nachricht sehr ergriffen. Was muß er doch noch gelitten haben, bevor er die Augen für immer schloß. Es wird Ihnen wohl auch nicht mehr in Erinnerung sein, ob er noch irgend einen Wunsch geäußert hat in Bezug auf seine Eltern. Sie werden wohl verstehen können, Herr Keßler, daß man in solch einem Fall allerhand gern wissen möchte. Eines gibt mir Trost, daß wir wissen, wo und wie er sein junges Leben lassen mußte. Wir dachten immer, er sei den Russen in die Hände gefallen und dort wie viele andere sein Leben beschließen mußten. Sollten Sie noch in der Lage sein, mir Näheres von dem Ableben meines Sohnes mitteilen zu können, wäre ich Ihnen von Herzen dankbar. Nun hoffe ich noch, über meinen zweiten Sohn recht bald etwas zu erfahren. ...“ Dieses Schreiben stammte vom Juli 1949. Meist aber war es Trauer und Resignation, die aus den Zeilen sprachen: „... Leider war es ja keine erfreuliche Botschaft, aber ich war nach 6 Jahren Warten und Hoffen auf

alles gefaßt. Und doch hatte ich im stillen gehofft, es könnte auch noch eine gute Nachricht kommen. Hätte ich diese schmerzliche Nachricht schon vor 6 Jahren bekommen, wäre es für mich vielleicht leichter zu tragen gewesen als jetzt. ... Es ist ja so schwer, so einen Brief zu schreiben, aber nun muß ich diesen Weg gehen und muß stark bleiben, denn ich habe ja meine beiden Kinder, für die muß ich ja sorgen. Aber den Kindern nun zu sagen, daß der Papa nicht mehr kommt, fällt mir sehr schwer. ... Ich klammere mich an alles, was ich noch von meinem lieben Mann erfahren kann. Ich möchte meinen Kindern auch mal möglichst viel vom Papa erzählen können. Wie wird mein Mann wohl in seinen letzten Stunden an zu Hause gedacht haben, wir Drei zu Hause waren für ihn eben alles, und wie schön könnte bei uns nun alles sein! ...“

Bei den früheren Soldaten ist aus den Briefen zu entnehmen, daß sie das schreckliche Geschehen anders verarbeiteten als die daheim gebliebenen Frauen und Eltern. Dies wird deutlich aus einem Brief, den ein Heimkehrer im September 1947 an Keßler schrieb: „... Ich bin auch bis Juni 1946 in russischer Gefangenschaft gewesen, in Amawir im Kaukasus. Bekam Typhus und Distrophie und wurde halbtot entlassen. Es geht uns ja hier bei den Franzosen auch sehr schlecht, aber man ist daheim. Ich hatte bei den Russen schwere Zeiten mitgemacht, ich möchte sie meinem größten Feinde nicht gönnen, ab Juni 1945 wurde es besser. Im Lazarett war es sogar gut. – Nun lieber Kessler interessiert mich nur eines: Was machen die Gefangenen von Stalingrad? Mein Sohn Fritz war im Pionierbatl. 305. Seit 15. Januar 43 fehlt jede Nachricht. Glauben Sie, daß er noch leben könnte? Nachricht haben wir keine bis jetzt erhalten. Ich selbst habe die Hoffnung aufgegeben. Mein anderer Sohn ist in Italien gefallen, meine Frau 1942 gestorben, während ich trotz allem Unglück immer mit heiler Haut davorkam. Nach Stalingrad wurde die 305. neu aufgestellt, ich erhielt die Nachschubkompanie. 1944 erkrankte ich und kam nach Rastatt. Von dort als Transportoffizier zu einem Kriegslazarett. In Gleiwitz wurde ich 1945 im Januar gefangen genommen. Die Schwerverwundeten wurden totgeschlagen, wir anderen nach Polen transportiert. ...“

Bei der Durchsicht der Briefe ist festzustellen, daß sich die Inhalte im Laufe der Zeit in ihren Schwerpunkten veränderten. Waren es am Anfang, also 1947 und 1948, überwiegend Suchbriefe, aus denen materielle und persönliche Not und Ungewißheit und Verzweiflung sprachen, so kamen ab 1948 und stärker noch ab 1949 Briefe hinzu, die über Heimkehr von Kriegsgefangenen oder aber über Gewißheit des Todes von Angehörigen berichteten.

So informiert eine Ehefrau, die zuvor bei Michael Keßler wegen ihres Mannes angefragt hatte, diesen im Oktober 1949 über das Schicksal ihres Mannes, über das sie von einem anderen Heimkehrer aufgeklärt worden war: „... Mein Mann sei sehr zuversichtlich gewesen, hätte weiters über

nichts geklagt, und keiner hätte gedacht, daß mein Mann ernstlich krank sei, bis sie eines Morgens meinen Mann tot in ihrer Mitte aufgefunden hatten. So wie er sich am Abend zum Schlafen hinsetzte, denn liegen konnte keiner, so eng waren sie beieinander, so saß er am Morgen noch da und war tot. Keiner der Kameraden hatte etwas davon gemerkt. Er selbst hatte es bestimmt auch nicht empfunden, daß er sterben muß, und das ist für mich wieder ein kleiner Trost. ... Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Bemühungen und Ihre freundlichen Briefe und sende Ihnen Grüße Frau A.“ Ein Brief aus dem Raum Wurzach vom Januar 1950 gibt deutlicheren Aufschluß auf die psychische Verfassung der Schreiberin: „... Am 17. 1. bekam ich durch das Bürgermeisteramt die schmerzliche Nachricht, daß mein lieber Gatte schon im März 1943 auf dem Transport nach Asien gestorben ist. ... So hart und furchtbar die Nachricht ist, so ist es doch wieder eine Befriedigung zu wissen, daß der Verstorbene nur etwa 6 Wochen in Gefangenschaft war. Wenn ihm schon der Tod in Rußland bestimmt war. Nun habe ich eben 7 Jahre umsonst gehofft und gewartet und manchmal unter Marter, schwerer Arbeit ihm das Geschäft erhalten wollen. Doch unbittlich war der Krieg und unbegreiflich Gottes Wille. Hoffe, daß es Ihnen gut geht und verbleibe Ihre Ilse B. mit Kindern.“

Zusätzlich zu all den vielen Briefen, Behördengängen und Besuchen bei und von Privatpersonen betrieb Keßler die Suche nach seinem Sohn Heinz weiterhin. Anfang Juli 1949 fragte er beim Hilfsdienst für Kriegsgefangene und Vermißte in Stuttgart zum wiederholten Mal an, ob „Kameraden dieser Einheit zurückgekehrt sind, damit ich bei diesen Nachforschungen nach meinem Sohn anstellen kann“. Die Nachrichten waren negativ, aber dann erhielt er traurige Gewißheit. In einem Brief an einen Freund teilte er diesem am 3. März 1950 mit: „... Gleichzeitig mit Deiner Post erhielten wir von einem Heimkehrer die traurige Bestätigung, daß unser Sohn bereits im Februar 1945 bei Sorau in Schlesien gefallen ist. Unsere Bestürzung kannst Du Dir wohl vorstellen. ...“ Trotz aller persönlicher Erfahrungen und des Wissens um die geringen Überlebenschancen hatte auch Familie Keßler bis zuletzt auf eine Heimkehr des Sohnes gehofft, wie viele andere: vergebens.

Den Bitten um Information darüber, ob Angehörige vielleicht noch lebten, setzte Keßler klare und eindeutige Aufklärung entgegen. Im Dezember 1951 schrieb er in diesem Zusammenhang einer Frau: „... Liebe Frau P.! Ich meine es bestimmt recht gut mit Ihnen und würde nichts sehnlicher wünschen, als daß Ihr Mann, der doch ein persönlicher Freund von mir war, noch am Leben ist. Doch die Tatsachen sprechen dagegen. Keiner von all den Spätheimkehrern, mit denen ich gesprochen habe, konnte mir auch nur andeutungsweise einen Anhaltspunkt über das Schicksal Ihres Mannes geben. Acht Jahre sind nun schon seit jener Katastrophe vergangen, und niemand weiß etwas über Ihren Mann; deshalb kann ich es einfach nicht

glauben, daß Ihr Mann noch am Leben sei. Dies zu erkennen ist bitter und schwer, doch kann ich mich nicht zu einer anderen Auffassung durchringen. Ihnen kann ich nur raten, sich in das Unvermeidliche zu schicken und die Hoffnung auf die Rückkehr Ihres Mannes aufzugeben. Nicht aus Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit schreibe ich Ihnen diese bittere persönliche Meinung, sondern aus tiefster innerster Überzeugung. ... Daß es Ihnen gelungen ist, Ihr zerstörtes Heim wieder aufzubauen, freut mich sehr. Hoffentlich dürfen Sie im Kreise Ihrer Kinder noch recht viele glückliche Jahre darin verleben. ...“

Ein besonderes Problem stellte nach 1945 die finanzielle Versorgung der Familien von Vermißten dar. Denn die Versorgungskassen und Behörden zahlten keine Bezüge für ehemalige Soldaten, deren Schicksal nicht geklärt war. So kann man in einem Brief vom Januar 1948 folgendes lesen: „Sehr geehrter Herr Keßler! Bei meinem Besuch bei Ihnen gaben Sie mir den Rat, mich um die Entnazifizierung meines Mannes zu bemühen. Die Schikane hört ja nicht auf, dauernd muß ich der Sündenbock für ihn sein, dabei muß ich annehmen, daß er vielleicht schon bald fünf Jahre nicht mehr lebt. Ich war also kürzlich in dieser Sache auf dem Kult-Ministerium in Tübingen. Es wurde mir erklärt, daß mein Mann nicht entnazifiziert würde, solange er nicht da ist. Ich antwortete, daß ich ja dauernd mit allem in der Luft hänge. Die Herren fragten, ob ich nie etwas über ihn erfahren hätte. Ich erzählte, was Sie mir über seine Gefangennahme, seinen Zustand und Verfassung berichtet haben, und was ihre Mutmaßung ist. Darauf rieten mir die Herren, ich solle mir von Ihnen nochmal einen genauen Bericht schreiben lassen und davon eine beglaubigte Abschrift zusammen mit einem Fragebogen einsenden, sie wollten dann sehen, wie weit sie kämen. Ich möchte Sie, Herr Keßler, nun also bitten, mir nochmal diesen Bericht zu schreiben. Sie können ruhig schreiben, daß mein lieber Mann Ihrer Ansicht nach nicht durchgekommen ist, ich weiß ja, daß Sie das glauben und ich bin nun auch bald so weit. Meine Hoffnung wird immer kleiner. Wenn ich doch endlich eine Gewißheit hätte. ...“ In diesem Zusammenhang tauchen in der gesammelten Post Keßlers ab 1948 immer wieder Ladungen vor Gericht auf, um Todeserklärungen amtlich zu dokumentieren. Vom Februar 1951 ist ein Brief vorhanden, der sich mit dieser Thematik befaßt: „... Der Grund, warum ich meinen Mann für tot erklären lassen will, ist der: Mein Mann ist Beamter und ich bekomme, sofern mein Mann nicht für tot erklärt ist, nur eine Beihilfe. Sobald ich die Todeserklärung in Händen habe, steht mir die volle Pension zu. Vielleicht verstehen Sie meine Handlungsweise. Von 1945 – 1949 bekam ich von keiner Seite auch nur einen Pfennig. Fürsorge wollte ich nicht. Jetzt kommt für uns Hinterbliebenen-Frauen der Abzug ab 1. März. Ich habe acht Jahre auf meinen Mann gewartet und sollte er in zehn Jahren erst wiederkommen, findet er seine Frau, wie er sie verlassen hat. ...“ Es war ein schwerer, kaum vollziehbarer

Schritt für die meisten Frauen, ihren vermißten Mann für tot erklären zu lassen. Nur widerstrebend und mit unbegründet schlechtem Gewissen traten die Ehefrauen meist aus wirtschaftlicher Not dem Vollzug der Todeserklärung nahe. Dies wird deutlich in einem Brief, vom Oktober 1948: „... Das Finanzamt gibt mir bis heute noch keine Bezüge, ich muß erst eine amtliche Todeserklärung beibringen. Als gläubiger Christ widerstrebt mir das zu tun, doch es wird mir nichts anderes übrigbleiben, diesen Schritt zu unternehmen, um leben zu können. Ich möchte Sie nun bitten, Herr Hauptlehrer, mir zu schreiben, Ihre Meinung, ob mein Mann jetzt noch leben kann. Unser Hausarzt, dem ich Ihre Briefe zu lesen gab, sagte mir offen, daß mein Mann nicht mehr am Leben sein kann, nachdem er dortmals bei seiner Verwundung nicht in ärztliche Behandlung gekommen sei und dann schließlich alles dazu beigetragen hat, was er gelitten in Stalingrad. ...“ Selbst nach der amtlichen Todeserklärung forschten manche Frauen noch weiter, in der Hoffnung, Genaueres über das Schicksal und Sterben ihres Gatten zu erfahren. Die Ungewißheit über das Schicksal des Ehemanns oder Sohnes ließ manchmal die wirtschaftliche Not in den Hintergrund treten, wengleich sie immer wieder in den Briefen aufblitzte. So endete ein Brief von 1947: „... Ich trage furchtbar schwer an diesem Alleingelassensein. ... Entschuldigen Sie bitte das unregelmäßige Schreiben. Es steht mir nicht ein Tisch zur Verfügung. Mein Zimmer ist unheizbar. So muß ich mich in einem kleinen geheizten Raum auf einer Ofenbank begnügen. Einer kurzen Nachricht sieht entgegen als unbekannt Frau M. L.“

Aber ab 1951 wurde die Menge der Briefe spürbar kleiner, teils weil viele Schicksale geklärt waren, weil sich viele Frauen mit ihrer Situation abgefunden und resigniert oder weil sie sich ein neues Leben aufgebaut hatten. Den umfangreichen Briefwechsel zur Aufklärung von Schicksalen führte Michael Keßler aus eigenem Verantwortungsgefühl. Die Portokosten trug er überwiegend selbst, denn Portofreiheit bestand nur bei offizieller Suchpost. Unterstützung von staatlicher Seite gab es nicht oder nur minimal. Das erkannten die Heimkehrer, die miteinander in Verbindung standen, recht bald, wie aus einem Brief vom Dezember 1948 deutlich wird. Darin äußerte sich ein Heimkehrer sehr bitter: „... Es wird soviel Wesen um uns Heimkehrer von offizieller Seite gemacht, in Wirklichkeit werden die meisten schon kurz nach ihrer Heimkehr sich selbst überlassen, wie ich es von mir und vielen anderen weiß. ...“ Mit der Rückkehr und Wiedereingliederung in Familie und Berufswelt war der Heimkehrer für den Staat uninteressant geworden. Noch ein Jahr zuvor war in einem Brief zu lesen gewesen: „... Die Rückkehr von Stalingrad-Kämpfern ist ja zu einem Ereignis von größerer Bedeutung geworden als die gesamte Tagespolitik innen und außen für die gequälten Menschen werden kann. ...“ Resignation, aber auch Trotz wird dagegen in einem Brief erkennbar, den ein Heimkehrer im August 1948 an Michael Keßler schrieb: „Sehr geehrter Herr

Keßler! Nun hatte auch ich das große Glück, nach 5¹/₂ Jahren heimkehren zu können. Die Freude darüber ist bei uns allen riesengroß. Körperlich und seelisch ungebrochen fühle ich mich jetzt nach einigen Wochen der Erholung beinahe wie früher. Mit Ende des Monats wird meine ärztliche Betreuung wohl ablaufen und ich werde versuchen mich produktiv in den Arbeitsprozeß einzugliedern. Ob am alten Platz, ist zur Zeit noch ungeklärt. Die Daheimgebliebenen haben auch dieses Mal das bessere, bevorzugtere Los gezogen. Wir sind ja viel gewohnt und wollen uns deshalb auch nicht unterkriegen lassen. ...“ Man wollte sich nicht nur nicht unterkriegen lassen, sondern forderte den Staat auf, tätige Hilfe zu leisten. So äußerte sich ein Heimkehrer im Januar 1949: „... Wir wollen unsere Stimme gegenüber dem Staat erheben, und zwar gemeinsam solange, bis man unsere Not nicht nur erkennt, sondern auch wirklich behebt (Sicherung des Arbeitsplatzes, Fürsorge für Kranke und Arbeitslose, Versorgung der Angehörigen unserer noch in Rußland weilenden Kriegsgefangenen und Vermißten). ...“ Michael Keßler beteiligte sich nicht an solchen organisierten Protesten und arbeitete weiter an der Aufklärung von Vermißtenschicksalen, solange ihn Anfragen erreichten.

Übrigens überwies ihm der Staat im März 1955 für die Zeit seiner Gefangenschaft im Jahre 1947 eine Entschädigung von 270,- DM. Das war 10 Monate nach seinem Tode.

Nachwort:

Die hier zusammengestellten Quellen sollen deutlich werden lassen, welche Sorgen und Nöte die Menschen während des Krieges und in den Jahren danach vielfach bedrückten. In diesem Sinne soll der oben stehende Beitrag helfen, die Menschen und die damalige Zeit zu verstehen und zu erkennen, daß die Bevölkerung immer zu den Verlierern von Kriegen gehört. Deshalb möchte der Text als Beitrag zum Frieden zwischen den Völkern dienen, durch Erinnern gegen das Vergessen – 60 Jahre nach dem Angriff auf die Sowjetunion.

Anmerkungen:

Als Quelle dienten 483 unveröffentlichte Briefe und Berichte aus der Hinterlassenschaft Michael Keßlers, 1945–51.

Die Rechtschreibung der zitierten Stellen wurde den Regeln angepaßt, die Syntax wurde beibehalten.

Literaturnachweis:

Wette, W./Ueberschär, G. R.: Stalingrad. Frankfurt 1992

Müller, H. M.: Schlaglichter der deutschen Geschichte. Bonn 1990

Kinder, H./Hilgemann, W.: dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Bd. 2. München 1985

Zentner, K.: Illustrierte Geschichte des 3. Reiches, 2 Bde. Köln o. J.

„Mittelbadischer Bote“, Januar – März 1943. Stadtgeschichtliches Institut Bühl